

Mirjam Jekel **Zweiter Rundbrief vom Dezember 2006**

Angekommen

Ich muss verrückt sein. Es ist halb elf, ich bin grade nach Hause gekommen, und statt direkt ins Bett zu gehen, wie ich das tun sollte, setze ich mich in den Computerraum und tippe diesen Bericht?

Aber es ist Zeit, einen neuen Bericht zu verfassen. Nicht nur, weil ich offiziell nach zwei Monaten den nächsten schreiben soll. Nein, vor allem, weil es passt. Ich erreiche gerade eine neue Stufe meines Volunteer-Daseins hier, meines Im-Ausland-Seins, meines Hierseins. Klar, das erklärt jetzt nicht, warum ich mich ausgerechnet nachts dransetzen muss. Vor allem, weil ich auch so schon müde genug bin und morgen wieder arbeiten muss. Oh je...

Eine neue Stufe also. Was soll das denn heißen?

Ich habe gerade eben meinen ersten Bericht kurz überflogen. Mann, ist das lange her! Es sind zwar nur zwei Monate, aber es kommt mir schon viel weiter weg vor. Andererseits ist die Zeit bisher wirklich wie im Flug vergangen – ich drehe mich um, und schon ist ein Monat vorbei, und schwupps! noch einer. Und es ist so unglaublich viel passiert in dieser objektiv doch recht kurzen Zeit. Ich habe viel gearbeitet, klar, viel erlebt, und ich verändere mich. Die Mirjam, die jetzt hier sitzt und tippt, ist ein wenig anders als die, die sich von euch verabschiedet hat.

Was noch keine Antwort auf die Frage ist. Warum eine neue Stufe?

Nun, ich bin jetzt wirklich hier. Es gibt doch diese Idee, ich glaube, sie stammt von den Indianern, dass die Seele nicht schnell reisen kann, dass sie also hinterher hängt, wenn man zu schnell ist, und dann soll man anhalten und auf sie warten. Ich glaube, meine Seele hat mich in den letzten Tagen endlich eingeholt. Angekommen.

Letzte Woche hab ich mit meinen Eltern telefoniert. Meine Mutter beschrieb, wie sie gerade im Wohnzimmer saß und die Orchideen blühten. Und ich konnte es mir nur schwer vorstellen. Da merkte ich, wie weit weg mein altes Zuhause jetzt ist, wie sehr ich mittlerweile hier lebe, an diesem Ort, mit diesen Menschen und in genau diesem Moment. In Wiesbaden habe ich oft nicht ganz in der Gegenwart gelebt – entweder ich war halb in der Zukunft (Abi, Abreise...) oder in Erinnerungen. Hier habe ich für beides einfach zu wenig Zeit und vor allem keine Energie. Die Gegenwart, jeder einzelne Tag mit dem, was ansteht und was auf einmal passiert, verbraucht den größten Teil meiner Energie. Alles, was darüber hinaus geht, ist schwierig. Ich will zum Beispiel seit der zweiten Woche hier mein Portemonnaie

reparieren, weil das Kleingeldfach ziemlich kaputt ist. Naja... das ist jetzt schon fast seit zwei Monaten so.

Es ist nicht so, dass ich hier nie Freizeit hätte. Aber in dieser Freizeit unterhalte ich mich mit den Leuten hier, schreibe und lese mails, ruhe mich endlich mal ein bisschen aus – oder es passiert wieder irgendwas.

Das ist ein weiterer großer Unterschied zu meinem „alten Leben“. In Wiesbaden war ich oft die, die Sachen organisiert hat. Hier passiert mir so was. So hatte ich in der Anfangszeit noch Angst vor den freien Wochenenden. Was sollte ich denn mit der Zeit anfangen? Würde ich nur im Dorm (Dormitory) rumhängen? Am Ende war ich stattdessen froh, dass ich irgendwann noch Zeit gefunden hatte, Wäsche zu waschen und mal schnell durchzusaugen. Den Rest des Tages ergaben sich andere Sachen. Letzte Woche sind wir zum Beispiel mit ein paar Freunden hier in die nahen Berge gefahren. Das Wochenende davor waren wir einen Nachmittag lang Fußball spielen. Irgendwas ergibt sich immer.

Es ist eine neue Stufe, weil ich mich jetzt wirklich eingelebt habe. Ich kenne mich aus, weiß, was wo ist und was wie funktioniert. Ich kann mich im Dorm auch im Dunkeln zurechtfinden, ich weiß, wo die Lichtschalter sind und welche Tür wie aufzukriegen ist. Ich kenne die Leute – nicht nur Namen und Gesichter, sondern habe auch einen Eindruck der Persönlichkeiten. Ich habe meinen Platz hier gefunden.

Außerdem fühle ich mich mittlerweile sehr wohl mit meiner Arbeit. Mittlerweile kann ich mehr machen als bloße Hilfsarbeiten. Wenn Gocchan nicht da ist, kann ich zur Not die Verantwortung übernehmen. Und ich merke: Es macht Spaß!

Soviel zum ersten Überblick. Aber was genau ist denn passiert? Wie ist es denn wirklich, hier zu sein?

Ich hoffe, ihr habt nichts dagegen, viel zu lesen. Denn um das zu erklären, werde ich viel erzählen müssen. Ich fange mal an mit einer Sammlung von Szenen.

Da wäre die Maisernte vor knapp zwei Monaten. Ein schöner, sonniger Tag, an dem wir gemeinsam ein Maisfeld abernteten und den Mais zu Silage häckselten.

Participants, Volunteers, Staff Members und Working Visitors ernteten den Mais, schleppten die Stangen auf große Haufen und schoben sie in den Schredder. Es war verdammt anstrengend, aber gleichzeitig ein schöner Tag. Ich fand es toll, draußen sein zu können und mit all den Leuten zusammen zu arbeiten. Eine unserer afrikanischen Participants, Theodora, wollte einen Teil der Maiskolben zum Kochen verwenden, also fand ich mich unversehens mit einem Korb auf dem Rücken Maiskolben sammelnd wieder. Als das Feld langsam abgeerntet war, fingen diverse Leute an, mir zu helfen, warfen mir Maiskolben zu oder stopften sie in den Korb. Ich fühlte mich zwar verdammt müde, meine Arme juckten tierisch hinterher (Maisblätter haben scharfe Kanten, die sehr feine, eklig juckende Schnitte hinterlassen), und es war heiß – aber es war toll, dabei zu sein, mittendrin.

Eine Woche später begleitete ich am Wochenende spontan ein paar Leute, die Fußball spielen gingen. Ich war müde und faul – außerdem kann ich überhaupt nicht Fußball spielen – also setzte ich mich ins Gras (es gibt hier so ne Art Sport-Park; viel Wiese, ein künstliches Bächlein, ein paar Bäume) und sah den anderen zu. Die anderen, das waren: Malte, ein deutscher Freiwilliger (blonde, lange Haare und mindestens 1,90 groß...), Gocchan, meine (japanische) „Chefin“ in der Küche (mit 24 einer der jüngsten Staff Members), Neely, ein Pfarrer aus Myanmar, Oscar (Kamerun), Alaris und Osten aus Indonesien und Bluegon, ein koreanischer Freiwilliger. Sie wollten mich überreden, mitzuspielen, aber ich weigerte mich standhaft. Ich genoss lieber die Sonne (ach ja, damals war es noch warm ...). Als ich ihnen so zusah, kam mir ein sehr schöner Gedanke: Die sieben, die da dem Ball hinterher rannten, sind alle so verschieden - Alter, Geschichte, Herkunftsland, Kultur – und ich kenne sie eigentlich erst seit so kurzer Zeit. Aber sie sind meine Freunde.

So, jetzt ist es halb zwölf. Inzwischen sind meine Finger zu kalt geworden, um noch ordentlich tippen zu können. Das Fenster in diesem Computerraum ist nämlich ein bisschen kaputt. Ich sitze hier also bei etwa 10°, höchstens. Nicht nett, so auf die Dauer. Das ist auch ARI: Es wird kalt im Winter, aber die Gebäude sind praktisch kaum isoliert, und Zentralheizung gibt es in ganz Japan nicht. Und ich dachte, die seien schon zivilisiert... Naja. Man fängt eben an, viele Schichten anzuziehen. Sehr viele Schichten. Und hier und da gibt es auch Heizlüfter... Ich werde mich jetzt schnell in meinen Schlafsack verkriechen und schreibe morgen weiter – wenn mir nicht wieder irgendwas dazwischen kommt...

Weiter geht's! Heute an einem netteren, wärmeren Ort (dem Wohnzimmer im Dorm, an einem Tisch mit Heizlampe drunter), also keine Sorge: diesen Bericht zu schreiben wird meine Gesundheit nicht weiter beeinträchtigen.

Noch ein paar ARI- Momente: Zum Beispiel die erste Bibel Study (ARI ist sehr stark christlich geprägt und viele Participants sind auch christlich). Eigentlich hätte es eine Art Englisch lernen durch die Bibel werden sollen, also ein Stück aus der Bibel lesen und Verständnisfragen klären. Stattdessen wurde es eine sehr ernsthafte Diskussion, die bis an die Wurzeln des Glaubens reichte: Was ist die Bibel? Was genau glauben wir eigentlich?

So eine Diskussion ist für mich generell schon interessant, aber sie wurde noch viel spannender durch die unterschiedlichen Hintergründe der Teilnehmer. Manche sind sehr religiöse Christen, manche sind sich nicht sicher, und einer ist überzeugter Atheist. Das macht es zwar auch schwieriger, über all diese Fragen zu reden, weil man nie weiß, wem man gerade auf die Füße tritt, aber gleichzeitig ist es eine so großartige Chance, mehr zu lernen. Es gibt so verschiedene Sichtweisen von Bibelstellen! Und die kulturellen und persönlichen Hintergründe können die eigene Interpretation der Bibel so stark beeinflussen!

In der ersten Bibel Study lasen wir die Schöpfungsgeschichte. Hmmm, schwierig, denn ich als Westlerin glaube nun mal nicht daran, dass die Welt innerhalb von 7 Tagen von Gott erschaffen wurde. Aber könnte ich das vor diesen Leuten sagen?

Während ich noch darüber grübelte, war es einer derer, die ich als sehr ernsthaft gläubig bezeichnen würde, der genau das sagte. Dass die Bibel auch fehlbar sei, dass man nicht alles wörtlich glauben müsse. Was für eine Erleichterung! Und eine schöne Lektion für mich, nicht vorschnell zu urteilen.

Einen letzten Moment will ich noch beschreiben: Wie ich vor einer Woche an genau diesem Tisch saß (es ist übrigens ein niedriger Tisch, an dem man in japanischer Manier auf dem Boden sitzt), mit Tata, Hikari, Des und Theodora, Participants aus den Philippinen, Japan und Kamerun. Tata bereitete Liedblätter für den nächsten Tag vor und wir anderen halfen ihr, während wir ein einfaches deutsches Lied sangen, was ich der ganzen Community am Tag vorher beigebracht hatte. Nachdem wir fertig waren, blieben wir noch ein bisschen sitzen, weil es an diesem Tisch so schön warm ist, und sahen fern. Hikari, mit 19 die Jüngste der Participants, lehnte sich an meine eine Schulter, Theodora, unsere African Mama, kuschelte sich an meine andere Seite, und so saßen wir da und sahen eine Doku über die Abholzung bzw. Wiederaufforstung der Kordilleren, einer Bergregion in den Philippinen, die Des mitgebracht hatte – sie selbst arbeitet auf diesem Gebiet.

Vier (oder fünf) verschiedene ARI- Situationen. Wenn man sie genau liest, kann man einiges über das ARI- Leben generell und mein Leben hier im Besonderen erfahren. Denn in diesen Szenen sind eigentlich alle wichtigen Themen hier enthalten: Arbeit, Zusammenarbeiten, Anstrengung. Freundschaft, verschiedenste Menschen. Kälte und Müdigkeit. Religion, Glauben, Vorurteile. Und Gemeinschaft, Singen und Entwicklungsarbeit.

Entwicklungsarbeit? Ja, klar, darum geht es hier doch eigentlich! Das ist der Grund, dass es diesen Ort überhaupt gibt. Im Grunde sind alle Participants hier Entwicklungsarbeiter in ihren verschiedenen Ländern; viele arbeiten auch in NGOs. Für mich ist es beeindruckend, Entwicklungsarbeit mal „von der anderen Seite“ zu sehen. In Deutschland hört man immer wieder von Organisationen, Spendenaufrufen, Projekten. Hier trifft man die Leute, die an der Basis sind, die von diesen Organisationen unterstützt werden (zumindest manche) und die die Projekte ausführen. Hier kriegt man mit, wie es wirklich ist. Und das bringt mich manchmal sehr ins Nachdenken. Was bedeutet Entwicklung eigentlich? Was heißt es, in einem so genannten Entwicklungsland zu leben?

Einerseits erzählen viele Participants von den schwierigen Situationen zu Hause, von korrupten Regierungen, politischer Instabilität, ungünstigen Lebensumständen. Kannan zum Beispiel ist ein Participant aus Sri Lanka, wo gerade nach dem Abbruch der Friedensverhandlungen der Bürgerkrieg weitergeht. Wenn er am Flughafen ankommt, wird er vermutlich ein, zwei Monate in der Hauptstadt warten müssen, bis er nach Hause kann. Wir haben noch einen Participant aus Sri Lanka. Er kommt aus einer anderen Gegend, gehört zu einer anderen ethnischen Gruppe. Hier können die beiden miteinander leben. Zurück in Sri Lanka werden sie sich lange Zeit nicht einmal besuchen können, weil Kannan Tamile und Buddhi Singhalese ist.

Von einem anderen Participant, Channappa, hörte ich gerade gestern, wie schwierig die Ernährungssituation in Indien immer noch ist, wo viele Menschen hungern, während die Regierung Bio- Nahrungsmittel nach Amerika und Europa exportiert.

Andererseits waren alle Participants geschockt, als sie hier ein Stadtviertel besuchten, in dem viele Obdachlose leben. So etwas hätten sie in einem reichen Land wie Japan nicht erwartet. Aber nicht nur das: Es war vor allem die Einsamkeit der Obdachlosen, die sie so berührte. „Warum hilft ihnen ihre Familie nicht?“, fragten viele. Und meinten, dass es in ihren Ländern natürlich auch obdachlose Menschen gäbe, aber sie seien nicht so einsam. Das wurde noch deutlicher, als sie von einem Besuch bei der „Life Line“ erzählten, einer Art Telefonseelsorge. Es bewegte sie sehr, dass viele Japaner so einsam sind, dass sie niemanden haben, dem sie ihre Sorgen schildern können.

Sicherlich ist die Situation in Japan, was die Einsamkeit der Menschen angeht, schlimmer als in Deutschland. Aber trotzdem hatte ich in diesen Unterhaltungen oft das Gefühl „das ist nicht nur Japan, in Deutschland haben wir ähnliche Probleme“. Und die Reaktionen der Participants ließ mich nachdenken darüber, was die Entwicklung mit den Menschen der Industrienationen angestellt hat. Ja, wir haben ein gesichertes Grundeinkommen und keiner muss hungern. Außerdem genieße ich selbst ja viele der Vorzüge von Entwicklung – der Laptop, vor dem ich hier sitze, unterstreicht das ja sehr deutlich. Allein die Chance, hier zu sein, habe ich nur, weil es Flugzeuge gibt und ich genug Geld habe, ein Ticket zu kaufen.

Aber. Sind wir dadurch glücklicher? Haben wir wirklich ein besseres Leben?

Vielleicht sind das Fragen, wie sie nur eine Westlerin stellen kann, die selbst all die Vorzüge der Entwicklung genießt. Luxusfragen. Ich weiß es nicht.

Auf jeden Fall werde ich mich noch mehr als vorher davor hüten, Menschen aus Entwicklungsländern zu bemitleiden, sie nur als arm und elend zu sehen. Ich kann respektieren, dass sie ein viel härteres Leben haben als ich, aber vor allem merke ich immer wieder, dass wir tatsächlich genauso viel von ihnen lernen können wie umgekehrt.

Das war jetzt ein recht langer Exkurs. Ich hoffe, er war nicht zu lang – das Thema beschäftigt mich im Moment eben sehr. Die anderen Erklärungen werden ein bisschen kürzer, versprochen.

Ich packe mal ein paar meiner Stichworte zusammen: Gemeinschaft, verschiedenste Menschen, Freundschaft. Denn das sind die Elemente, die das ARI-Leben so wundervoll machen.

„That we may live together“, das ist das ARI- Motto. Es ist erklärtes Ziel dieser Institution, mit allen Mitgliedern eine echte Gemeinschaft zu bilden. Und, ja, wir leben ja auch zusammen. Wir teilen das Essen, die Arbeit, die Dormitories („Wohnheim“ klingt nicht richtig) und auch die Freizeit. „Sharing“ ist ein sehr häufig gebrauchtes Wort hier. Und das funktioniert überraschend gut, obwohl wir alle so unterschiedlich sind, so verschiedene Lebensgeschichten haben und aus so verschiedenen Kulturen kommen. Natürlich gibt es hier und da mal Reibereien, aber die verbindende Kultur, die, die unter allem anderen liegt, ist die Menschlichkeit. Wir sind zwar alle sehr verschieden, aber wir sind auch alle sehr menschlich. Oft

sehe ich das hier als selbstverständlich. Warum sollte ich auch nicht mit Menschen aus Indonesien, Kamerun oder Myanmar genauso umgehen können wie mit Menschen in Deutschland? Nur manchmal wache ich kurz auf und merke, wie außergewöhnlich das doch ist. Wie toll es ist, dass all diese Kultur- Fragen hier so wenig trennen. Malte, einer meiner deutschen Mitfreiwilligen, beschrieb es so: „This is a little how the world should be like.“ Ja, das hier ist so ne Art gelebte Utopie. Sie knirscht zwar an allen Ecken und Kanten, aber hey – das ist doch kein Wunder, wenn man eine Utopie wirklich in die Realität umsetzt. Ich wünschte nur, dass wir dieses Zusammenleben auch auf den Rest der Welt übertragen könnten. Aber ARI ist eben doch ein besonderer Ort, eine Art geschützter Platz . Was hier funktioniert, ist „draußen“ sicherlich wesentlich schwerer zu erreichen. Immerhin – das hier ist ein Anfang.

Natürlich ist das mit dem Teilen manchmal auch anstrengend. Gerade für einen Menschen wie mich. Ich bin es gewohnt, meine Ruhe zu haben, auch mal einen halben Tag lang nichts zu reden, nur meinen eigenen Plänen zu folgen. Hier muss ich ständig mit den Menschen um mich herum kommunizieren und mich mit ihnen arrangieren. Wenn ich einen Abend nicht da bin, fragt mich am nächsten Tag mindestens einer, was los war, und wenn ich müde und erschöpft aussehe, fällt das auch einigen Menschen auf . Gleichzeitig gibt mir das auch das Gefühl, aufgehoben zu sein. Ich bin hier nicht alleine – im guten wie im weniger guten Sinne. Aber meistens, eigentlich fast immer, bin ich sehr froh darüber. Und wenn ich wirklich mal allein sein will, kann ich das auch einrichten.

Zu dem Thema Gemeinschaft gehört hier auch unbedingt das Stichwort „Singen“. So oft kann man hier jemanden singen oder Gitarre spielen hören, bei der Arbeit, im Dorm, auf den Wegen dazwischen, abends am Feuer gemeinsam... wir haben hier wirklich einige sehr talentierte Musiker. Aber darüber habe ich ja schon genauer im HTC- Zwischenbericht geschrieben (oder? Ich weiß es nicht mehr....).

Dann bleibt jetzt noch das Stichwort „Arbeit“ übrig, mit allem, was dazugehört. Und es gehört viel dazu, denn getreu der japanischen Arbeitsethik ist die Arbeit das Leben. Ganz so schlimm ist es hier nicht – zumindest für mich. Aber habe definitiv noch nie so viel gearbeitet wie hier. Und die Arbeit ist auch körperlich anstrengend. In der Küche stehe ich praktisch den ganzen Tag, und nach dem Melken muss ich eine Milchkanne mit 10 Litern Milch drin durch die Gegend tragen. Das ist schon nicht ganz ohne.

Aber mittlerweile macht es mir richtig Spaß. Gerade mit der Küchenarbeit habe ich mich sehr angefreundet. Das liegt einerseits an Gocchan, meine „Chefin“, die ich sehr gern habe, aber es liegt vor allem auch daran, dass ich mich jetzt in die Arbeit eingefunden habe. Ich weiß, was es zu tun gibt, kann vieles selbständig erledigen und koche mittlerweile auch selbst. Dann gibt es auch mal Bratkartoffeln – oder thailändisches Gemüse, ich kann nämlich nicht viele „deutsche Gerichte“ kochen. Selbst wenn ich es könnte, wäre es kaum möglich, sie hier zuzubereiten, denn diese Küche ist etwas speziell. Wir verwenden fast nur ARI- eigene Produkte, also das Gemüse, das wir selbst ernten, und Fleisch, Eier und Milch der Tiere, die wir selbst großgezogen haben. Wir leben also sehr eng mit den Jahreszeiten verbunden. Im Moment ist zum Beispiel gerade Karottenernte, also kochen wir so viel mit

Karotten wie möglich. Dafür gibt es kaum noch Paprika, und die allerletzten Tomaten habe ich gerade vorgestern verwendet. Und wenn die Kuh nur zwei Liter Milch gegeben hat, dann gibt es eben nur zwei Liter diesen Abend, auch wenn das nicht für alle ausreicht. Es ist eine ganz andere Art zu kochen, als ich sie von zu Hause kenne, wo ich erst überlege, was ich kochen will, und dann einkaufen gehe. Hier schauen wir zuerst in unseren Riesenkühlschrank, um zu sehen, was da ist, und dann überlegen wir, was wir daraus machen können. Es kommt mir viel gesünder, viel vernünftiger vor, und es lässt mich darüber nachdenken, wie selbstverständlich es für mich in Deutschland war, immer genau das zu essen, was ich wollte – bis auf frische Tomaten, Erdbeeren, Orangen und solche Extra- Sachen.

Die Nachmittage in der Küche verbringe ich oft damit, das an diesem Morgen geerntete Gemüse sauberzumachen. Das kann zwar sehr anstrengend sein, weil die Waschbecken selbst für eine recht kleine Person wie mich zu niedrig sind (ich frage mich schon, ob ich nach diesem Jahr Rückenschmerzen haben werde), aber mittlerweile mag ich es trotzdem sehr gerne. Es macht deutlich, dass wir hier „echtes“ Gemüse essen, das heute morgen noch auf den Feldern, die ich von meinem Fenster aus sehen kann, wuchs.

Ja... das ist mein Leben hier, grob gesagt. Zumindest der Überblick. Damit ihr euch noch ein bisschen besser vorstellen könnt, was ich hier mache und wie es ist, folgt jetzt eine Beschreibung eines ganz normalen ARI- Tages. Wer vom Rest schon müde ist, kann hier gerne aufhören oder diesen Teil später lesen.

A day in a life...

Ich hab grad meinen Kalender durchgeblättert, um so einen typischen Tag zu finden, aber das ist gar nicht so leicht – hier passiert fast immer irgendwas, was ein bisschen außergewöhnlich ist. Aber hier ist er:

22.11., Dienstag. Aufstehen um 6:00, wie immer. Es war dämmerig und sehr kalt in unserem Zimmer. „Samui“, kalt, meint Mitsumi, meine Zimmergenossin, eigentlich immer beim Aufstehen, und mir fiel es verdammt schwer, unter meinen warmen Decken hervorzukriechen. Außerdem war ich müde, weil ich am Tag vorher noch mit ein paar anderen Frauen einige Zeit in unserem „Wohnzimmer“ im Dorm saß. Also los, aufstehen und anziehen. Ski- Unterwäsche, Trägerhemd, T-Shirt, Langarmshirt, Pullover, Jeans, zwei Paar Socken. Nein, das Wetter hier ist nicht kälter als in Deutschland. Nur sind die ARI- Gebäude sehr schlecht isoliert und kaum beheizt. Außerdem werde ich erstmal draußen arbeiten.

6:30 ertönte die altbekannte Musik zur Morgengymnastik aus dem Radio über den Hof, wo so langsam alle eintrudelten. Müde Grüße wurden ausgetauscht, „Good Morning“ und „Ohayoo Gozaimasu!“, mit mehr oder weniger Enthusiasmus. Meine Füße waren trotz zwei Paar Socken kalt; Gummistiefel sind eben nicht für den Winter gedacht. Nach einem ersten Morgengebet ging es dann auf an die Arbeit. Cleaning chore. Ich bin mit anderen dazu eingeteilt, alte Geräte auseinander zu nehmen und in Metall und Plastik zu teilen. Und das Ganze praktisch open air. Samui, ne! Ist aber ganz lustig, ne halbe Stunde jeden Morgen an einem Heizlüfter herumzuschrauben.

Punkt sieben Uhr ging es weiter. Foodlife Work, also die tägliche Arbeit zur Sicherstellung unseres Essens. Alle arbeiten in dieser Zeit entweder auf den Feldern, bei den Tieren oder in der Küche. Ich bin, wie ihr euch vielleicht erinnert, in der Cattle Section. Also ging ich rauf in den Kuhstall und bereitete das Melken vor, während mein „Kollege“ Takaya, ein japanischer Volunteer, schon mit dem Ausmisten begonnen hatte. Kurz darauf kam Mitsuru, japanischer Staff Member, der über den Tag im Büro arbeitet, und ging mit Domi und Moses, Participants aus Tanzania und Kamerun, Futter holen.

Nachdem die Kühe gefüttert, die Ställe ausgemistet und das Wasser gewechselt war, ging ich mit einer 12 kilo schweren Milchkanne zur Küche, um die Milch abzuliefern. Dann hatte ich gerade noch Zeit, mich umzuziehen, bevor es Frühstück gab. Diesen Morgen: Gemüse auf Philippinische Art, Miso- Suppe (japanisch), Omelett und Reis. Hinterher blieb ich noch einige Zeit mit Alaris und Osten, den zwei Indonesischen Participants, sitzen, und unterhielt mich mit ihnen, bis es Zeit fürs Morning Gathering war, unsere allmorgendliche Versammlung in unserer kleinen „Kapelle“. Diese Versammlungen werden jeden Morgen von jemand anderem geleitet, die Gestaltung ist frei wählbar, aber man soll über etwas, was einem selbst wichtig ist, sprechen. „Sharing“ heißt das hier. Manche erzählen bei ihrem Morning Gathering aus ihrem Leben, andere beschreiben eine philosophische Idee oder berichten über ihr Heimatland. Diesen Morgen war Moses dran. Er erklärte, warum Kamerun einen französischen und einen englischen Teil hat. Wie jeden Tag ging ich danach in die Küche, um mit Gocchan, meiner „Chefin“, und zwei anderen das Mittagessen zu kochen. Bei 60 Leuten ist das ganz schön viel Arbeit, und so sind wir bis 12:30 auch gut beschäftigt. Dienstag hatten wir gerade die letzten Tomaten dieses Jahres geerntet, und so machte ich Spaghetti mit einer Art Bolognese- Soße. Außerdem gab es Komatsuna (so ähnlich wie Spinat), Tempura (in Teig frittiertes Gemüse) und wie immer Reis. Nach dem Mittagessen hatte ich noch eine halbe Stunde Zeit (die Arbeit fängt um 13:30 wieder an), und so setzte ich mich zusammen mit einigen anderen nach draußen, um die letzten warmen Sonnenstrahlen zu genießen. Der Himmel war strahlend blau, die Bäume in den schönsten Herbstfarben (nur die Gingkos haben ihre Blätter schon verloren) und wir saßen auf dem Gras und alberten herum.

Den Nachmittag verbrachten Gocchan und ich dann damit, das frisch geerntete Gemüse zu wiegen, zu waschen, in Säcke zu verpacken und in den Kühlschrank zu stopfen. Zwei Kilo Karotten, drei Kilo Rettich, zwölf Kilo Chinakohl, zehn Kilo grüne Chilischoten (sehr scharf!), außerdem Süßkartoffeln, Gobo, Chingensai und Komatsuna. Ihr wisst nicht, was das ist? Ging mir nicht anders. Macht nichts.

Um kurz vor vier schnell zurück ins Dorm, schnell umziehen und wieder hoch in die Cow Section, melken gehen. Und damit war mein Arbeitstag um fünf Uhr auch schon vorbei. Also wieder ins Dorm, wieder umziehen, jetzt keine Arbeitsklamotten mehr. Vor dem Abendessen (18:30) saß ich erst mit einigen Frauen hier im Dorm am Kotatsu, einem der wärmsten Orte in ganz ARI, dann ging ich rüber in die Koinonia, um dort am Feuer zu sitzen, und redete mit Koshi, einem japanischen katholischen Priester, über Glauben und die verschiedenen Kulturen in Japan und Deutschland, während Nate, ein amerikanischer Volunteer, Gitarre spielte. Nach dem Abendessen griff sich Alaris eine Gitarre und sang mit Osten einige Lieder. Die

beiden kommen von der selben Region in Indonesien, und so kennen sie viele Lieder, die sie zusammen singen können, oft zweistimmig. Und beide sind beeindruckend gute Musiker. Für mich ist es immer etwas Besonderes, ihnen zuzuhören zu können oder mit ihnen gemeinsam Musik zu machen. Irgendwann ging ich noch schnell in den Computerraum, um E-mails zu lesen (zum Schreiben war ich, wie so oft, zu müde), und dann war es auch schon Zeit, ins Dorm zu gehen, wo ich noch eine Weile mit anderen zusammen saß, bis ich dann gegen zehn, elf Uhr ins Bett ging.

Ja. So sieht mein Leben hier aus, ungefähr. Arbeiten und mit Leuten reden sind hier vermutlich meine Hauptbeschäftigungen. Und wie ihr sicherlich mittlerweile gemerkt habt, genieße ich dieses Leben sehr. So sehr, dass ich in den letzten Wochen sogar beschlossen habe, zu verlängern. Ich werde also, wenn alles klappt, nicht wie geplant im März zurückkommen, sondern erst nach neun Monaten, also im Juni. Dafür gibt es mehrere Gründe:

Erstens geht das „Schuljahr“ hier von April bis Dezember. Die diesjährigen Participants werden also bald in ihre Heimatländer zurückkehren, und wenn ich nur so lange bliebe wie geplant, würde ich die neuen Participants nicht mehr kennen lernen. Das fände ich sehr schade. Außerdem wäre es komisch, hier den ganzen eher einsamen Winter über zu bleiben, ohne sich auf das Frühjahr und die nächsten Participants freuen zu können.

Und zweitens bin ich einfach glücklich hier. Das hier ist genau der Ort, an dem ich im Moment sein will und soll. Ich vermisse zwar auch einiges an Deutschland, aber jetzt gerade gehöre ich hierher. Und ein halbes Jahr reicht einfach nicht aus.

Vermutlich könnt ihr euch schon denken, worauf das hinausläuft: Ihr wollt doch sicherlich noch zwei Rundbriefe von mir bekommen, oder? Und mich dafür drei Monate länger unterstützen? Ich wäre euch sehr dankbar dafür.

So. Das war mein zweiter Rundbrief. Ich hoffe, er war nicht zu lang. Außerdem entschuldige ich mich für alle Rechtschreibfehler – ich habe wieder keine Zeit gehabt, den Brief ordentlich zu überarbeiten. Es geht schlichtweg nicht. Und seid mir nicht böse, dass ich so viele englische Wörter verwende. Die sind mittlerweile so in meinem Sprachgebrauch drin, dass es schwer ist, sie zu übersetzen. Bei vielen klingt die deutsche Übersetzung auch irgendwie falsch.

Schließlich danke ich euch allen dafür, dass ihr diese Briefe lest, und vor allem auch für die sehr ermutigenden Kommentare zu meinem ersten Rundbrief. Ich habe mich bei einigen nicht gemeldet, das tut mir sehr leid. Es liegt nicht daran, dass ich euch vergessen hätte. Es liegt nur daran, dass ARI mich mit Haut und Haaren verschlingt. Sogar den Kontakt mit meiner Familie zu halten ist manchmal schwer.

Dann bleibt mir nichts anderes mehr übrig, als euch eine schöne Adventszeit zu wünschen und gesegnete Weihnachten!

Viele Grüße aus einer anderen Welt,
Mirjam

PS: Auf dem mitgeschickten Foto sieht man mich im Kimono. Laut allgemeinem Urteil hier sah ich darin sehr hübsch aus...

